

dtv

Unverhofft erbt Severin Somm ein Haus in Gspona. Mit dem Haus erbt Somm auch dessen Bewohnerin: die schöne, aber verschlossene Lucrezia, die lebenslanges Wohnrecht genießt. Somm ist guter Dinge, als er in Gspona ankommt, nach kurzer Zeit beherrscht er auch die Kunst des Einheizens ohne Zentralheizung. Dann findet er in seinem Haus einen zugemauerten Raum, in dem sich geheimnisvolle Zeichnungen und Truhen mit Kinderkleidung befinden. Welches Geheimnis birgt dieser Raum? Während Severin Somm dem Drama, das sich vor fünfzig Jahren hier abspielte, auf die Spur kommt und sich zugleich Lucrezia nähert, beginnt der Berg zu beb-
ben . . .

Urs Augstburger, geboren 1965 in Brugg, ist Kulturjournalist und beim Schweizer Fernsehen verantwortlich für Koproduktionen im Dokumentarfilmbereich. 1997 erschien sein erster Roman ›Für immer ist morgen‹, seither hat er mehrere Romane und Kurzgeschichten veröffentlicht. Die Bergwelt und ihre Bewohner – das ist das große Thema der packenden Alpentrilogie ›Schattwand‹ ([dtv 20983](#)), ›Graatzug‹ ([dtv 21125](#)) und ›Wässerwasser‹ ([dtv 21358](#)). Augstburger lebt und schreibt in Ennetbaden (Aargau).

Urs Augstburger

Schattwand

Ein Bergdrama

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von Urs Augstburger
sind im Deutschen Taschenbuch Verlag erschienen:
Für immer ist morgen (20257)
Graatzug (21125)
Wässerwasser (21358)

Für L. und H. Augstburger

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
finden Sie auf unserer Website
www.dtv.de**



Neuausgabe 2007
6. Auflage 2014
Veröffentlicht im November 2005 im
Deutschen Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
© 2001 Bilgerverlag, Zürich
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlagfoto: gettyimages/Jakob Helbig
Gesamtherstellung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-20983-0

I.

Die Erbschaft

Fortunat Wiler starb in der Nacht, als Noah gezeugt wurde.

Am Morgen darauf ging Jan Somm wie gewohnt zur Arbeit, schlitzte einen Wolf auf und nahm ihn aus. Das Fell legte er in die Gerblösung. Sorgfältig begann er einen neuen Körper zu modellieren. Der ursprüngliche war mit Schrot vollgepumpt. Ein Walliser Bauer hatte dem Wolf Nacht für Nacht aufgelauert und ihn schliesslich erwischt, diesseits der Landesgrenze, wie er beteuerte, auf seinem Grund und Boden! Aus Rache für drei gerissene Schafe – und auch aus Prinzip – schoss er die Bestie in Stücke.

Neun Wochen später war der Wolf wie neu und Jan Somm erhielt zwei Anrufe.

Der erste kam von einem Treuhandbüro. Der Notar hiess Gebhardt, er begegnete Jans Verblüffung burschikos. Ob Herr Somm es für möglich halte oder nicht, sei unwichtig, Tatsache bleibe, dass Fortunat Wiler in der Nacht auf den dreiundzwanzigsten des vorletzten Monats verstorben sei. In seinem Testament habe er ihn, seinen Nachbarn Severin Somm, be . . .

»Jan«, korrigierte er.

»Severin ist nicht der Rufname?«

»Jan!« berichtigte er ein zweites Mal.

Jan hatte ihn sein Stiefvater nach seinem Stiefgrossvater getauft. Den Namen Severin hingegen, da konnten die Mutter und der Stiefvater noch so protestieren, hatte er von seinem leiblichen Vater, dem Extrembergsteiger Matthäus Somm. Er allein durfte ihn Severin nennen, hatte Jan Somm im Alter von dreizehn Jahren entschieden, dieser bärtige Mann, den er

nur aus seinen Träumen kannte. Er war kurz vor seiner Geburt nach Feuerland gereist. Jan hatte grosses Verständnis für diese Expedition aufgebracht. Früher. Als Kind. Nur wegen ihm hatte der Vater ja nicht auf die abenteuerliche Erstbesteigung verzichten können.

Dass sie seine letzte würde, hatte keiner gewusst.

Wenn der Verschollene in Jans kindlichen Tagträumen auferstand, schwanden die letzten Zweifel. Der Vater, stellte er dann fest, hatte wie er den Blick für die wichtigen Dinge des Lebens. Er sah Severins selbstgebautes Rollbrett und kaufte ihm umgehend das neue Wings-Board mit den teuren, weichen Rollen . . .

»Severin Jan Somm also, um präzis zu sein!« Der Notar war in Eile. Die Art der Erbschaft dürfe er ihm telefonisch zwar nicht mitteilen, sie sei aber nicht unbedeutend. Jan solle ihn morgen in Wilers Haus treffen, er hätte da ohnehin zu tun.

Jan willigte verduzt ein.

Seit Jan dem Nachbarn eines Nachts unter zweifelhaften Umständen in seinem Garten begegnet war, hatte sich Fortunat Wiler nicht mehr blicken lassen. Aus Schamgefühl, hatte Jan vermutet, nun kannte er den wahren Grund. Er ging zum Fenster. Wilers Haus sah aus wie immer, die Fensterläden im oberen Stock waren geschlossen, wie sie es stets gewesen waren, seine Zierpflanzen welkten wie jeden Herbst beharrlich dem Winter entgegen.

Wiler tot! Jan schüttelte verwundert den Kopf. Und er hatte ihn in seinem Testament berücksichtigt. Den Nachbarn, mit dem er selten mehr als Grussworte gewechselt hatte!

Gestorben war er in der Nacht auf den dreiundzwanzigsten des vorletzten Monats. Das Datum hatte Jan während des Gesprächs mit dem Notar spontan auf einen Zettel gekritzelt. Er startete den Psion. Ein Geschenk von Cécile, einer aus der

5mxer-Serie, wie sie betonte, ausgefeilter als die normalen 5er, weil endlich mail- und netztauglich. Jan bestritt es nicht. Er gewöhnte sich so an seinen neuen Begleiter, dass er nun mit einer einzigen fließenden Bewegung den Steuerstift aus der Halterung ziehen und fast ohne hinzuschauen am richtigen Ort auf den Bildschirm tocken konnte. Sein Leben der vergangenen Wochen tat sich auf. Nach kurzer Suche bestätigte ihm der entsprechende Eintrag die vage Vermutung: Wiler war tatsächlich in der Nacht gestorben, in der ihn Cécile besucht hatte!

Eine Nacht der Ekstasen, eine jener Nächte, die ihrer bröckelnden Beziehung Erinnerungen und Versprechungen für weitere Wochen schenkte. Jan beobachtete, wie der Giebel von Wilers Dach in der einbrechenden Dunkelheit verschwamm.

In derselben Nacht hatte er Wiler vor seinem Fenster erwischt.

Das Handy meldete fiepend den Eingang einer Meldung. Während er sie auf das Display holte, fragte er sich, weshalb Cécile nicht gleich angerufen hatte. Weshalb sie nie einfach nur anrief! Als einzige in seinem Bekanntenkreis jagte sie SMS-Nachrichten durchs Telefonnetz, worauf er zurückzurufen hatte. Nur einmal war nicht sie die Absenderin gewesen. Eine Nokia hatte ihm letzten Februar verspätet ein successvolles neues Jahr gewünscht.

Er solle sie im Büro anrufen, lautete Céciles Mitteilung.

Als sie den Raumlautsprecher ausgeschaltet hatte, klang sie noch immer bedrückt. Er erzählte von der Erbschaft, dabei kam er auf ihre letzte gemeinsame Nacht zu sprechen. Anzüglich fragte er, ob sie sich davon erholt habe.

»Nein. Ich . . . ich bin schwanger.«

Jan sagte lange nichts und dann einige falsche Dinge.

Sein Abendessen bestand aus einer Schüssel Salat, gefolgt von Käse und Brot und drei Tassen Kaffee. Im Fernseher lief die Tagesschau. Er schaute nur kurz hin. Der gewaltsame Tod seines Wolfes sorgte dank hartnäckiger Tierfreunde für Schlagzeilen. Erneut oder ein letztes Mal, er wusste es nicht, es interessierte ihn nicht mehr.

Neue Probleme verdrängten die alten.

Cécile hatte grusslos aufgehängt. Seine Entschuldigungsversuche verhallten seither auf ihrem Beantworter oder versickerten als SMS-Meldungen und Mails im Netz. Vielleicht hatte seine unverhohlene Hoffnung auf Abtreibung zu schnell den Schreck abgelöst, den ihm die Nachricht eingejagt hatte. Nachträglich bereute er seine Reaktion. Doch gab es eine andere Lösung? Ihre Beziehung war im Endstadium, das wussten sie beide. Er wollte kein Kind, sie wollte keines. Hatte sie zumindest immer gesagt.

Abgesehen davon – wurde man so Vater? In jener Nacht hatte er wie immer ihr Spiel mitgemacht, die Anweisungen in ihren Mails umgesetzt, die gemeinsame Nacht vorbereitet. Zu Beginn ihrer Beziehung waren ihre Regieanweisungen noch altmodische Briefe gewesen. Ihre sexuelle Offenheit hatte Jan erschreckt und zugleich erregt. Weil er sie nicht enttäuschen wollte, war er stets in die beschriebene Rolle geschlüpft. Es war ihm nicht so schmerzgefallen, Céciles sexuelle Phantasien hatten eine fast männliche Unverfrorenheit.

Die Briefe, später die Mails, waren zum Ritual geworden. Cécile schickte sie jeweils los, bevor sie in Lausanne wegfuhr. Das gab Jan zwei Stunden Zeit, sich in die aktive Rolle einzufühlen. Sie, die eigentliche Regisseurin, mutierte während der Herfahrt erstaunlicherweise zur passiven Mitspielerin.

Cécile beschränkte sich schon lange nicht mehr auf Situations- und Rollenspiele. Ihre Anweisungen gediehen mittlerweile zu literarischen Fingerübungen. Jan vermutete darin

ihren eigentlichen Zweck. Sie schrieb auch erotische Kurzgeschichten, nur hatte sie bisher keinen Abnehmer dafür gefunden.

Was hatte das alles mit Kindern zu tun? Verdammt, zeugte man etwa so ein Kind? In einem Netz an der Decke schwebend, beobachtet von diesem...! O nein, Kinder machte man in einem Pariser Hotelzimmer im Frühling oder auf einem Barchentlaken in einem verschneiten Chalet in den Bergen oder im eigenen Schlafzimmer, in einer lauen Julinacht, mit überströmenden Gefühlen jedenfalls und der richtigen Einstellung: dem Wunsch, eine Familie zu gründen!

Den hatte er nicht.

Wiler ging ihm nicht aus dem Kopf. Er trat ans Fenster. Das Licht aus seinem Wohnzimmer fiel auf eine von Wilers verstümmelten Tannen. Sie waren allesamt geköpft, das obere Drittel fehlte. Sie würden ihm zuviel Licht nehmen! hatte Wiler ihm erklärt, als er wieder mal in den Ästen herumgeturnt hatte. Nach einer kurzen Pause hatte er hinzugefügt: »Man darf sie nie in den Himmel wachsen lassen!«

Wort für Wort erinnerte sich Jan daran, weil die Binsenwahrheit so gar nicht zu Fortunat Wilers Gesichtsausdruck gepasst hatte. Zum unaussprechlichen Schmerz, der für Sekunden seine Züge entstellte hatte.

Jan setzte sich an die Werkbank im Arbeitszimmer. Aus der Schublade zog er einige seiner Modellierdrähte. Spielzeug für seine nervösen Finger. Die Nachricht von Wilers Tod, die Erbschaft, beschäftigte ihn mehr als Céciles Testergebnis, stellte er fest. Davon fühlte er sich seltsam unbetroffen. Als hätte sie sich nur ein neues Spiel ausgedacht, als wolle sie so ihrer Beziehung neue Dringlichkeit einimpfen. Den Treuhänder aber, fiel ihm ein, hätte er nach der Todesursache fragen sollen. Herzinfarkt? Hatte er den Spanner in jener Nacht zu

sehr erschreckt? Wiler war in seinen Garten zurückgerannt – in einem erstaunlichen Tempo für einen Siebzigjährigen.

War er schuld an seinem Tod? Er starrte auf die Tischplatte. Seine Finger hatten aus Drahtstücken ein Häuschen geformt.

»... und vermache also das Anwesen ›Zur Schmiede‹ in Gspona meinem Nachbarn Severin Jan Somm«, zitierte der Treuhänder die betreffende Stelle in Fortunat Wilers letztem Willen.

»In . . . wo?«

»In Gspona, Herr Somm. Gspona! Herrliches Klettergebiet, kennen Sie nicht? Hoch in den Bergen, auf einer Art Plateau gelegen, dicht an der Grenze zu Italien.«

Jan musterte Gebhardt. Er räkelte sich in Fortunat Wilers ehrwürdigem Ohrensessel. Der Notar trug Jeans und ein kariertes Hemd, sein Haar war strubblig, sein Gesicht braun-gebrannt, die sehnigen Arme wirkten austrainiert. Seine hellen Augen blinzelten vergnügt. Er glich einem fanatischen Triathleten, seine Arbeit machte ihm trotzdem Spass.

Die Türklingel liess ihn aus dem Sessel hochschnellen. Er stand bereits im Flur, als Jan fragte, ob man eine Erbschaft annehmen müsse.

»Müssen muss man nur sterben!« rief Gebhardt zurück. Er ging zur Haustür. Jan hörte, wie er das nächste Ehepaar mit Kleinkind zur Hausbesichtigung begrüßte und die besonderen Umstände erklärte. Fortunat Wiler hatte den Verkauf seines Hauses verfügt. Verwandte lebten nicht mehr. Den Zuschlag würde jener Interessent erhalten, der es im bestehenden Zustand übernahm, inklusive der Fehlkonstruktion von Wintergarten. Sie raubte dem gesamten unteren Stock das Licht. Eingeschlossen auch Wilers Bauernmalerei auf den selbstgeschreinerten Einbauschränken. Naiv war Gebhardts diplomatischer Begriff dafür.

»Genau so wie es ist?« Jan hatte auf Wilers kurze Arbeits-hose gedeutet. Sie lag zusammengefoldet auf der Kommode im Gang, als wäre er nur schnell duschen gegangen.

»Exakt im bestehenden Zustand! Unter uns: Spielt das eine Rolle? Später kann der Käufer damit ja machen, was er will!«

Über der Kommode hing eine kleine Pinnwand mit verschiedenen Zetteln. Auf einem war die Nummer der Hauspflege notiert. Jeden Abend um sechs Uhr hatten sie ihm das Abendessen gebracht. Direkt darunter der grünweisse Werbekleber einer Krankenkasse mit dem Slogan: Bewusst leben!

»– heisst auch bewusst sterben!« hatte Wiler mit Kugelschreiber hinzugefügt.

»Wie . . . wie ist er gestorben?«

»So wie er wollte!«

Jan hatte Gebhardt verständnislos angeschaut.

»Exit. Na, Sie wissen schon: Sterbehilfe!«

»Aber . . . weshalb?«

»Wiler hatte Krebs. Letztes Stadium. Sie waren sein Nachbar, Sie wissen ja, wie sehr er gelitten hat.«

Er wusste nichts, war Jan in diesem Moment klargeworden. Weder von Wilers Leiden und Sterben, noch von seiner Verbindung zu diesem Bergdorf, Sponatsch oder wie es heissen mochte. Jan verliess das Wohnzimmer. Mit einer Hand bewegung bedeutete er Gebhardt, er wolle sich umschauen. Der erklärte dem Ehepaar im fensterlosen Raum gerade, der Besitzer habe eben die Dunkelheit geliebt. Hier habe er immer gegessen, ohne jegliches Aussenlicht, habe gelesen oder nur . . . nur nachgedacht. »Klavier gespielt, vielleicht!« fügte die junge Frau hinzu. Sie hob den Deckel und klimperte eine Kindermelodie.

»Ist . . . er hier gestorben?« fragte sie.

»Nein, nein, im Spital!« sagte Gebhardt. Er hatte sich in einen talentierten Immobilienmakler verwandelt.

Sein Schwindeln irritierte Jan. Er ging die Treppe hinunter. Die Räume der Einliegerwohnung musste Wiler als Atelier genutzt haben. Bis auf die Bilder an den Wänden war es leer. Jan verschaffte sich einen Überblick. Alle zeigten denselben, einzelnen Berg. Oder eher eine Felswand. Mit gewaltigen Abbrüchen und Felstürmen, ohne eigentlichen Gipfel. Stets dasselbe Motiv, nur die Jahreszeiten, die Lichtverhältnisse variierten. Mal strahlte die Wand in einem morgendlichen Rosa, mal war sie golden, dann eisigblau. Hier zierten Schneefelder die wenigen Stufen zwischen den Abbrüchen, dort saftiges Grün, da bräunliches, ausgetrocknetes Sommergras. Wiler war kein grosser Maler gewesen. Nur die Besessenheit, mit der er diesen einen Berg hatte erfassen wollen, niederringen vielleicht, mahnte an einen Künstler.

Oder an einen Spinner.

Jan verliess das Atelier. Er stahl sich oben an der Küche vorbei, wo Gebhardt den Interessenten die Formulare für die Preisgebote erklärte.

In Wilers Schlafzimmer stand ein Fernrohr. Es war auf sein Haus gerichtet! Einen Fluch unterdrückend, hob Jan das Stativ an. Drei Dellen im Holzboden kamen zum Vorschein. Das Fernrohr stand schon ewig hier. Er stellte es zurück. Wenn er seitlich schwenkte, hatte er freien Einblick ins eigene Wohnzimmer, in sein Schlafzimmer, in das Büro dazwischen.

Den Schreibtisch baute Cécile mit Vorliebe in ihre erotischen Inszenierungen ein.

Er trat einen Schritt zurück. Von hier aus erkannte er sein Haus kaum. Es schien grösser, als es war. Wie oft hatte Fortunat Wiler hier gestanden, ihn durch seinen Alltag begleitet? Aus diesem Blickwinkel kam Jan sein Leben noch belangloser vor. Er sah sich selbst, wie er drüben die Fensterläden öffnete, in morgendlicher Verwirrung durch die Zimmer tappte, vor der Terrassentür die erste Zigarette rauchte, die Kaffeetasche

noch in der Hand. Wie er abends im bläulich zuckenden Schimmer des Fernsehers die Liege nur verliess, um sich Wein nachzuschicken, während Fortunat Wiler hier im Dunkeln sass, in der eigenen Einsamkeit gefangen.

Wenn Cécile gewusst hätte! In ihren Anweisungen war oft ein beobachtender Dritter eingebaut, eine Phantasiegestalt, die nie aktiv eingriff. Jan hatte sich alle erdenklichen Kniffe ausgedacht, ihn als möglich erscheinen zu lassen. Bis hin zum Tonband, das Geräusche des Unbekannten simulierte. Unnötige Mühe, stellte er jetzt fest, der dritte Mann hatte hier gegessen!

In seiner letzten Nacht war Wiler in Jans Garten geschlichen, um noch einmal aus der Nähe ... Fortunat Wiler war der Zeugung neuen Lebens Pate gestanden, bevor er seinem ein Ende setzte. Die Vorstellung fand Jan so unerträglich wie kitschig.

»Herr Hausbesitzer, gewöhnen Sie sich an den Gedanken?«

Jan schreckte auf. Gebhardt war ins Zimmer getreten.

»Ich will das Haus nicht.«

»Nur nichts überstürzen!« beschwichtigte Gebhardt. »Sie sollten nach Gspona fahren. Vielleicht wächst es Ihnen ja ans Herz!«

»Ich muss gehen.«

»Jeder muss mal gehen.«

Jan blickte ihn genervt an. Gebhardt hob beruhigend die Hände. »Schon gut, ich gebe Ihnen die nötigen Unterlagen. Überlegen Sie es sich in Ruhe.«

Als Jan hinaustrat, peitschte der Novemberregen sein Gesicht. Dennoch war es draussen wärmer als im Haus. Der modrige Geruch des Hauses verfolgte ihn. Gewohnheitsmässig griff er in die Brusttasche seiner Jeansjacke, seine Finger tasteten ins Leere. Zum erstenmal seit Monaten war er ohne Handy aus

dem Haus gegangen. Er kletterte über den Lattenzaun zwischen den beiden Grundstücken. Gebhardt rief ihn zurück. Er schleppte einen ausladenden Schaukelstuhl heran. »Den hier habe ich vergessen, der gehört Ihnen!«

Er wuchtete den Stuhl über den Zaun. »Da staunen Sie! Auch das ist testamentarisch verfügt. Fortunat Wiler muss einen Narren an Ihnen gefressen haben. Nur dieses Möbel darf das Haus verlassen.«

Er wollte etwas hinzufügen. Jan deutete zur Haustür, wo bereits das nächste Pärchen winkte, ohne Kleinkind diesmal, dafür in Begleitung eines elegant gekleideten Mannes mit graumelierten Haaren. »Den Architekten bringen sie gleich mit. Die meinen es ernst!« sagte Gebhardt. Er winkte zurück. »Bei all dem Gerümpel würde ein Trödler mehr nützen! Ade.«

Ratlos betrachtete Jan den Schaukelstuhl. Schliesslich stellte er ihn unter sein Vordach.

Die Handy-Combox war so leer wie der Anrufbeantworter. Jan startete das Powerbook. Zwanzig Museen war er um Stopfaufträge angegangen, sieben hatten zurückgemailt. Gefasst las er die Absagen. Er hatte nichts anderes erwartet. Der Wolf war eine Ausnahme gewesen. Krönung und Abschluss seiner Arbeit als Tierpräparator zugleich. Nie zuvor hatte er einen Wolf gestopft. Den einen oder andern aufgefrischt, wie Tierstopfer eben alles mal restaurieren. Bussarde, Zwölfer, Mäuse, Ratten, Eulen. Selbst ein Känguruh hatte er mal präpariert. Der Auftraggeber, leidenschaftlicher Leiter einer Schulsammlung, liebte Exotisches. Pausenlos hatte er die australischen Behörden mit seinen Bittbriefen bombardiert. Ohne Erfolg. Zehn Jahre später hatte er sein Känguruh doch noch erhalten, tot und gratis vom Nidwaldner Tierpark Wäلتschwil.

Besessene wie ihn gab es nicht mehr. Die Schweizer Sammlungen waren komplett und vollständig restauriert. Jans Beruf wurde allmählich überflüssig. Ein untrügliches Zeichen dafür waren die immer eleganteren Bezeichnungen, die im Verband »naturwissenschaftlicher Präparatoren und Präparatorinnen der Schweiz« kursierten. »Taxidermisten« nannten sich einige neustens. Jan Somm hatte andere Probleme. Er war freischaffend und erst dreiunddreissig Jahre alt, der jüngste praktizierende Präparator des Landes. Im Gegensatz zu den meisten Kollegen zu jung für eine frühzeitige Pensionierung. An guten Tagen war Jans Sinn für Ironie stärker als sein Pessimismus: In der Lehre hatte er Tiere ausgestopft, die vom Aussterben bedroht waren, nun drohte seiner Stopferei einfach das gleiche Schicksal.

So war Jan dem schiesswütigen Walliser Bauern fast dankbar. Dessen Wolf hatte ihm, unterstützt durch die Anteilnahme von Tierschützern und Boulevardblättern, zu einer würdigen Abschlussarbeit von nationalem Interesse verholfen.

Das laute Bingen des Computers riss ihn aus seinen Gedanken. Das Mail kam von Cécile.

Bin von deiner Reaktion enttäuscht. Will auch keine Mails oder Anrufe mehr, sondern Zeit für mich. Ich muss alles überdenken. Ich glaube nicht, dass eine Abtreibung in Frage kommt. Aber auch das will ich mir überlegen. Brauche dazu aber Ruhe und dich – ehrlich gesagt – nicht! Deine Worte waren deutlich genug, ich will gar nicht, dass du sie jetzt relativierst! Alle Entscheidungen liegen wie immer bei mir. Damit bin ich nicht mal unglücklich. C.

Bei Nachrichten von Cécile gab Jan noch vor der Lektüre den Printbefehl ein. Diesmal zerriss er den Ausdruck. Wenn sie nicht darüber sprechen wollte, bitte sehr! Er selbst hätte nichts zu sagen gewusst und nichts zu sagen gewagt.

In den folgenden Wochen ergab sich Jan Somm seiner Le-

thargie. Er liess die Tage an sich vorbeiziehen und nahm nur wahr, dass der Herbst zum Winter gefror, weil er die Heizung hochdrehen musste. Die meiste Zeit zappte er durch das Fernsehprogramm. Oder surfte ziellos im Netz. Nur einmal, in einer unruhigen Minute, fragte er sich, ob er nach Lausanne fahren sollte. Er verwarf die Idee so schnell, wie sie gekommen war. Grösser als Céciles Starrsinn war nur noch ihr Stolz.

Alle Entscheidungen liegen wie immer bei mir. Damit bin ich nicht mal unglücklich . . .

Hilfe nahm sie nie an. Jan bewunderte sie auch dafür. Das Selbstverständnis einer modernen Powerfrau. Mit knapp vierzig hatte sie es endlich geschafft, lange hatte es nicht danach ausgesehen. Von ihrem früheren Leben erzählte Cécile jeweils mit differenzierter Bitterkeit: Heirat mit zweiundzwanzig, Scheidung mit achtundzwanzig Jahren, ein Jahr später war ihr Ex wieder verheiratet, zwei Jahre später Vater. Cécile schloss ihre Dolmetscherausbildung ab und baute die Sprachschule auf. Jan war überzeugt, dass die Scheidung tiefere Spuren hinterlassen hatte, als Cécile zugab. Die Schilderungen ihrer weiteren Beziehungen verrieten es. Nach der Ehe hatte Cécile ihre stets jüngeren Liebhaber mit Bedacht ausgewählt. Wer ihr nicht vollste Unabhängigkeit zugestand, kam nicht in Betracht. Nach ersten Rendezvous pflegte sie sich wochenlang nicht mehr zu melden. Im Gegensatz zu vielen anderen bestand Jan diese Nagelprobe. Aus Unachtsamkeit, nicht aus Berechnung. Cécile war es damals gewesen, die den Kontakt wiederaufgenommen hatte, wohl in der Gewissheit, dass dieser Mann sie niemals erdrücken würde.

Jan teilte ihre Meinung.

Doch jetzt war sie schwanger!

Und Wilers Schaukelstuhl stand noch immer unter dem Vordach.

Jan Somm verfiel nicht dem Irrtum, seine Probleme würden sich von selbst lösen. Was er tat oder eben nicht, hatte keine Methode. Er wartete einfach darauf, dass seine Lebensgeister zurückkehrten.

Es geschah an jenem Morgen, als Jan beim Aufwachen feststellte, dass alles anders war. Bläuliches Licht drang durch die Ritzen der Fensterläden, Stille wattierte sein Schlafzimmer.

Schnee?

In kindlicher Erwartungsfreude stiess er die Läden auf. Sein Garten lag unter einer weissen Decke! Es schneite noch. Kleine, trockene Flocken, nicht diese riesigen Leintücher, wie sie seine Mutter immer genannt hatte, die ankündigten, dass der Schnee bald in Regen übergehen, der ganzen Herrlichkeit ein schnelles Ende machen würde. Diesmal nicht!

Jan Somm wurde zum Kind. Er stürzte sich mit einem Juchzer in die Kleider und stürmte hinaus. Er stapfte durch die Wiese, die nun ein sanft gewellter Teppich war. Die Büsche hatten sich in freundliche Monster verwandelt. Weiter den Hang hoch, über den Zaun – heute wirkte er märchenhaft, nicht verlottert –, hinauf an den Waldrand, mit lautlosen Schritten, jeder stäubte ein pulvriges Wölkchen auf. Die Baumwipfel bogen sich unter ihrer Last und schlossen sich über ihm zum Dach. Eine weisse Kathedrale, in der Jan jegliches Gefühl für Zeit und Raum verlor.

Er war lange gegangen, als sich vor ihm die Bäume auf-taten. Vom Felsen über der Stadt schaute er auf die Strassen hinunter. Die gewohnte Betriebsamkeit war im Schnee erstickt. Er suchte sein Haus, fand zuerst das von Fortunat Wiler. Daneben seines. Der Schaukelstuhl lugte unter dem Vordach hervor, die Hälfte der Sitzfläche war weiss.

Er wusste jetzt, was er tun würde.

Nachdem er sein Erbstück vom Schnee befreit hatte, brachte er es in den Heizungskeller zum Trocknen. Dann schrieb er

den Kündigungsbrief an seinen Hausvermieter. Als nächstes liquidierte er sein Einmannunternehmen. Mit einigen Anrufen, zwei Briefen und leiser Wehmut entsorgte er siebzehn Jahre Berufsleben. Auf der Schweizerkarte fand er Gspona nicht, er brauchte eine genauere. Jan verliess das Haus Richtung Altstadt, ohne Kopfbedeckung, ohne Handschuhe, er wollte die Flocken spüren und scheute sich nicht, mitten auf der Strasse einige mit der Zunge aufzufangen.

Zurück in der Werkstatt begann er mit der Arbeit. Der Stuhl war trocken, die Feuchtigkeit hatte die Lackschichten, die Fortunat Wiler im Lauf der Jahre aufgetragen hatte, nicht durchdringen können. Die oberste Schicht war abgenutzt, stellenweise blätterte sie ab. Die darunterliegende hatte einen anderen Farbton. Die abgegriffenen Armlehnen schmiegt sich glatt in seine Handflächen. Beim Schaukeln erinnerte er sich an das Foto in Mutters Album: eine Schwarzweissaufnahme des bärtigen Mannes, in einem ähnlichen Stuhl sitzend, auf dem Vorplatz einer Berghütte. Sein Vater.

Von ihm hatte er nur die Sturheit geerbt. Sagte die Mutter.
Von Fortunat Wiler ein Haus.

Und den Stuhl. Er klettete ein feinkörniges Blatt an die Schleifmaschine. Behutsam begann er an einer Querstrebe der Rückenlehne. Die erste Lackschicht wurde zu feinem Mehl. Tiefer schleifen wollte er nicht. Noch nicht. Während der Arbeit hatte ihn eine unerklärliche Scheu erfasst.

Zwei Stunden später war die oberste Schicht weg. Sanft begann er zu Schaukeln, als müsse er den halb entblösten Stuhl erst an die Bewegung gewöhnen. Seine Hände fuhren über die Armstützen zu den unteren Längsstreben. Sie verbanden Sitzfläche und Kufen. Seine Fingerspitzen tasteten die handgedrechselten Verzierungen ab. Nun spürte er sie konturierter.

So wie Jan Somm in den Wochen der Erstarrung nie nach

deren Ursache geforscht hatte, so wenig überlegte er jetzt, weshalb er was tat. Sein Vorhaben verstand er nicht als Flucht vor den sich häufenden Problemen, er handelte einfach, wie in Trance, doch in der Überzeugung, die einzig mögliche Entscheidung getroffen zu haben.

Die neue Karte hatte einen grösseren Massstab. Dennoch brauchte er eine Weile, bis er den Ort fand: Gspona. Oberhalb des Weilers Gspona-Wiler, im hintersten Winkel des Gsponatales, dicht an der schweizerisch-italienischen Grenze, wie Gebhardt gesagt hatte. Der rote Strich, der die Strasse markierte, folgte in engen Schlingen den blauen Windungen des Flusses. Auf den letzten Zentimetern schnitt er quer durch die Höhenkurven. Jan fragte sich, ob seine Schneeketten noch brauchbar waren.

Das Mörderhaus

Die Kette hatte sich vom Reifen gelöst. Bereits zum dritten Mal. Diesmal war der Spannhaken gebrochen.

Mit einem Fluch gab er auf. Der Schneefall beunruhigte ihn. Obwohl er eben erst steckengeblieben war, lag bereits eine dicke Schicht auf der Frontscheibe. Der Schaukelstuhl, den er mit viel Phantasie auf das Dach seines R 5 gezurrt hatte, nahm bizarre Formen an.

Jan stieg in den Wagen. Auf Hilfe zu warten war sinnlos. Auf den letzten Kilometern hatte kein Auto seinen Weg gekreuzt. Wenigstens blieb bis zum Einbruch der Dunkelheit etwas Zeit. Gspona-Wiler, die Handvoll Häuser, die er zuletzt passiert hatte, waren zu Fuss in einer halben Stunde erreichbar. Im besten Fall würde ihn einer nach Gspona hochschleppen, im schlimmsten fände er eine Unterkunft für die Nacht.

Wütend schlug er aufs Lenkrad. Umkehren, so kurz vor dem Ziel! Die ersten Windungen der Strasse hinauf zum Gsponaplateau hatte er bereits hinter sich gebracht, dann war ihm die ruppige Steigung zum Verhängnis geworden. Dabei waren die Verhältnisse beim Losfahren harmlos gewesen. Ungewöhnlich zwar für die Jahreszeit, denn im Dezember setzte sich im Unterland sonst nie viel Schnee fest. Die Räumungsdienste hatten die Strassen freigeekriegt. Erst auf der Autobahn dem See entlang und dann durch die Voralpen war die Fahrt mühsamer geworden. Bei der Ausfahrt Richtung Gsponatal hatte er die Ketten aufgespannt. Die Landschaft hatte sich zusehends den weissen Massen ergeben, er war in eine unwirkliche Welt eingetaucht. Seine Augen wurden vom Schneefall irritiert. Zu Tausenden waren die Flocken auf die Front-